Von der Heimath abgeschnitten.

Erlebnisse aus schwerer Zeit. Von **Ewald Väker.**

I. An Bord der „Walmer Castle".

Einer der letzten Julitage des Jahres 1914. Aus dem Hafen von Kapstadt gleitet langsam der Mail Steamer der Union Castle Line, der mich nach mehrwöchiger Reise durch Europa, Deutsch-Südwestafrika und die südafrikanische Union wieder in die Heimath zu schaffen soll.

Ganz allmählich verblaßt der blaue Blick des Tafelberges im Süden, verschwindet der gelbe Wüstenstreif der Küste am dunkelnden Himmel und die Kapstadtlichter erlöschen purpurne und orangegelbe Lichter auf die lang hinrollende Dünung des Atlantik.

Meine Gedanken eilen, der raschen Fahrt des Schiffes voraus. Ein dumpfer Druck lastet auf mir, denn heute Morgen kam die Kunde von dem Ultimatum Oesterreichs an Serbien und der drohenden Haltung Rußlands. Ist das der zündende Funke, der den Weltbrand entfachen wird? Was wird geschehen sein, wenn ich Deutschlands Boden wieder betrete? In kurzen 16 Tagen durchmißt der Schnelldampfer die rund sechstausend Meilen vom Kap bis London. Wenn ich voraus schaue, erscheinen sie mir eine Ewigkeit.

An Bord nur ein Thema: droht der Weltkrieg? Ueberall erregte Gruppen. Ich fange einzelne Sätze auf: „Der Kaiser will den Frieden." — „Rußland stellt 15 Millionen auf." — „England bleibt sicher neutral."

Und das ist die Meinung aller. England wird, wenn Europa in Flammen aufgehen sollte, wohlgerüstet, aber kaltblütig abseits stehen und den verblutenden Kontinentalmächten den Frieden diktiren. England, der lachende Dritte. England, der Schiedsrichter der Welt.

Aber noch ist kein Krieg erklärt, noch kann ja der Friede erhalten bleiben. Serbien wird das österreichische Ultimatum annehmen, und alles ist in schönster Ordnung.

So schleichen zwischen Hoffen und Schwarzsehen die Tage dahin, bis uns der elektrische Funke die inhaltsschwere Kunde bring': Krieg zwischen Oesterreich und Serbien! Nichts weiter. Dann sind wir wieder drei Tage ohne Nachricht. Die Gluth des Aequators, den wir gerade passiren, lastet schwer auf uns. Noch schwerer die Ungewißheit: Was geht in der Heimath vor?

Sonntag, der zweite August. Die Station von Monrovia funkt herüber: „Dampfer „Henry Woermann" giebt auf Befehl von Hamburg alle nichtdeutschen Passagiere an ein Schiff der Elder Dempster Linie ab und tritt sofort die Heimreise an."

"That looks like war", bemerkt Mr. Scott Lane, der bekannte Wollhändler aus East London.

Wenige Stunden später treffen neue, schlimme Nachrichten ein. Rt. Hon. J. H. Merriman, der frühere Premierminister der Kapkolonie, verliest sie: Belgrad von den Oesterreichern genommen, Rußland mobilisirt theilweise, Frankreich und England treffen militärische Vorkehrungen, der Kaiser hält einen Kriegsrath ab, Panik an den europäischen Börsen und, — für die Engländer das Wichtigste, — die zweite Lesung der Home Rule Amending Bill vertagt. „Das bedeutet," sagt Mr. Scott Lane, „Krieg auch für England."

Bange und ernste Gesichter überall. Wird doch das Lebensschifflein eines jeden der vielen Hunderte von Passagieren in den Strudel des Völkerbrandes, an dessen Ausbruch kaum noch zu zweifeln ist, hineingezogen.

Und dann bringt der drahtlose Telegraph die Bestätigung unserer schlimmsten Befürchtungen: die vier größten Kontinentalmächte Europas, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Frankreich im Kriege. Nur England und Italien halten sich noch abseits.

Aber schon setzt auch der Lügenfeldzug gegen Deutschland ein. Die Schiffszeitung, die uns fein säuberlich auf den Frühstückstisch gelegt wird, bringt folgende Meldung:

Die französische Botschaft in London hat den nachstehenden Bericht heute Nachmittag ausgegeben: Französisches Territorium ist bei Cirey an der Grenze betreten worden, die deutschen Truppen marschiren auf Fort Cirey zu. Dieser Schritt ist ohne vorherige Kriegserklärung unternommen worden; der deutsche Botschafter befindet sich noch in Paris.

Der 4. August. Den Abschluß der sportlichen Spiele an Bord bildet, wie üblich, ein Kostümball. Das Schiff ist festlich erleuchtet und Ragtime-Weisen locken zum Tanz. Wie etwas Unwirkliches muthet der bunte, tolle Wirbel auf den Decks und in den Salons an. Ein Gluthhauch weht von der Sahara herüber und peitscht das Blut auf. Die kühle Engländerin, das rassige Girl vom Kap, die französische Chansonette, die heißblütige Belgierin, sie alle werden vom gleichen Taumel erfaßt. Glühende Wangen und flirrende Augen. Das ist kein Tanz mehr, das ist Raserei. Der Flirt nimmt ungenirte Formen an, die Pärchen, die sich für die Seereise zusammengefunden haben, suchen verschwiegene Winkel auf. Es ist, als ob die Blut- und Feuerflammen des europäischen Riesenbrandes ihre Siedehitze bis hierher auf die weite Fläche des Ozeans senden: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!" Champagner und Whiskey thun ihre Wirkung. Einer der Schiffsoffiziere umarmt mich: "I will never fight against Germany, old fellow!" Ein wohlbeleibter Pierrot (Mr. Scott Lane) schwenkt das volle Glas: „Rom brennt und Nero spielt Violine", bemerkt er tiefsinnig auf deutsch.

Und um dieselbe Stunde erklärte England den Krieg an Deutschland.

Der nächste Abend zeigt ein anderes Bild. Der kurze, künstliche Rausch ist verflogen. Der Vollmond läßt die glatte See wie einen riesigen Silberspiegel aufleuchten. Aber das Schiff ist dunkel: Wir fahren mit abgeblendeten Lichtern. Und bei Tage ist es uns eigentlich erst zum vollen Bewußtsein, was uns bisher wie ein wüster Traum erschien: Wir sind im Krieg!

Ein Raunen geht durch die Passagiere: ein deutscher Kreuzer („Dresden") soll in der Nähe sein. Die Gläser stehen fast immer auf den Horizont. Einige behaupten, hin und wieder schwarze, buschende Gebilde zu sehen. Sind es Schornsteine? Die „Walmer Castle" wäre eine gute Beute, denn sie führt 14 Millionen Mark in Goldbarren aus den Kupferminen Johannesburgs und 6 Millionen in Kimberley-Diamanten an Bord.

Ich werde mit der Schonung, die man einem Schwerkranken, der seinem Ende entgegensieht, angedeihen läßt, behandelt. Die deutsche Flotte? Pah! Wahrscheinlich liegt sie jetzt schon auf dem Grunde der Nordsee. Und was kann das deutsche und das österreichische Heer schließlich gegen die ungeheure Uebermacht der Russen ausrichten, wenn an der Westgrenze der Revanchekrieg der Franzosen geht, deren linken Flügel die rasch über den Kanal geworfene englische Armee bildet? Zudem wird der Angriff auf die starken, mit französischem und englischem Gelde ausgebauten belgischen Festungen für die Deutschen nur unter ungeheuren Verlusten möglich sein.

Die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland als Kriegsgrund für England wird natürlich lebhaft erörtert. Aber kaum einer ist da, der den Schutz Belgiens wirklich als den einzigen wahren Grund für Englands Eingreifen gelten läßt. Mit einer gewissen zynischen Offenheit gesteht man ein, daß der unbequeme Konkurrent vernichtet werden soll. Eigentlich schade um diese Deutschen; es sind wirklich ganz nette Leute, aber warum lassen sie es sich einfallen, England in's Geschäft zu pfuschen? Sie sollen sich um ihre Musik und ihre sogenannte „deutsche Kultur" kümmern, dann werden die Groß-Briten ihnen ihr Wohlwollen bewahren.

Man spricht mit mir, halb in scherzhaftem Tone, über die Möglichkeit, daß ich in London festgehalten würde. Manche bieten mir entgegenkommend ihre Hülfe an. Ich frage, ob ich als Gefangener gut behandelt werden würde. „So lange England siegt, ja!" lautet die Antwort.

Ich überlege. Soll ich in Madeira an Land gehen? Doch ich komme zu dem Beschluß, es nicht zu thun, denn es erscheint mir logisch, daß meiner Weiterreise nach Hamburg, wohin mein Ticket lautet, nichts in den Weg gelegt werden darf, da ich die Fahrt vor Ausbruch des Krieges bereits angetreten habe.

Die „Dresden" tritt leider nicht in die Erscheinung. So langen wir ungefährdet am 7. August in aller Herrgottsfrühe vor Madeira an. Von der wolkenlosen, blauen Himmelskuppel überwölbt, steigt das grüne Wundereiland aus den glashellen, klaren Fluthen, dem Auge ein Labsal nach der 13tägigen, einförmigen Fahrt durch die weite Wasserwüste des Atlantic.

Von der Kommandobrücke kommt der erste Offizier mit einem langen Telegramm. „Noch keine Siege?" ruft ihm der Ex-Premier Merriman entgegen. Dem Engländer liegt der Gedanke an die Möglichkeit einer Niederlage absolut fern.

Das Telegramm gelangt auf Umwegen in meine Hände: Kitchener Kriegsminister. Jellicoe übernimmt das Kommando über die Home Fleet. Der deutsche Angriff auf Lüttich unter schwersten Verlusten abgeschlagen, General von Emmich begeht Selbstmord. Bei Nancy haben die Deutschen 35,000 Todte verloren. Der Kaiser sandte ein Ultimatum an Italien und drohte mit der Kriegserklärung, falls es nicht sofort seinen Bündnisverpflichtungen nachkäme.

Können diese Riesenverluste Wahrheit sein? Aber es ist eine offizielle Depesche, gerichtet an einen hohen, wohlbekannten englischen Politiker.

Doch es wird übertrieben sein. Es ist ja schließlich natürlich, daß in solchen Zeiten tolle Gerüchte sich anscheinend zu Wahrheit verdichten, daß auch die Behörden falsch informirt werden, daß an eine Zahl eine Null herangehängt oder fortgelassen wird. In wenigen Tagen werde ich ja in der Heimath sein und die Wahrheit wissen, werde selber in des Kaisers Rock kämpfen für Deutschlands gerechte Sache.

Aber es kommt anders.

Um 8 Uhr 30 schon soll, wie der Anschlag am schwarzen Brett verkündet, das Schiff weiter fahren. Ich verzehre gerade mein Frühstück, da läßt mich der Kapitän zu sich bitten.

„Ich habe Ordre aus London erhalten: Sie müssen ans Land gehen. Es thut mir sehr leid, aber kann es nicht ändern, hoffe Sie unter glücklicheren Umständen wiederzusehen."

Ich protestire unter Hinweis, daß ich vor Kriegsausbruch von Kapstadt abgefahren sei und daher ein Recht habe, bis zu dem Bestimmungsort, auf welchen mein Ticket lautet, befördert zu werden. Schließlich verlange ich, daß man den deutschen Konsul an Bord hole. Das wird mir zugesagt.

Inzwischen packe ich für alle Fälle meine Sachen. So wird es 10 Uhr. Der Konsul erscheint nicht. Man sagt mir, man habe ihn nicht angetroffen. Endlich sehe ich ein, daß ich mich der Zwangslandung fügen muß. Als ich ans Fallreep trete, reichen mir fast alle Passagiere die Hand: „We are very sorry — — — — —"

Vier deutsche Passagiere, zwei österreichische Stewarts und der deutschen Schiffsbarbier, der seit 26 Jahren in London lebt und 8 Jahre auf der Castle Line gefahren hat, bringt die Barkasse an Land.

Unter widerstreitenden Gefühlen schauen wir der „Walmer Castle" nach, die in ruhiger Sicherheit aus dem Hafen von Funchal gleitet und um die Ostspitze der Insel nach Norden biegt.

Wann werden wir die Heimath wiedersehen?

II.

Kriegsbilder aus Madeira.

Quisisana! — Wie eine Verheißung weckt uns der Name der freundlichen, in das Grün von Bäumen, Blumenbüschen und Weinland gebetteten weißen Villa entgegen, die auf unbestimmte Zeit unser Heim auf der smaragdenen Insel werden soll. Weit hinaus schaut sie von ihrer Höhe auf die glatte, leise athmende, blau schimmernde Fläche des Ozeans, — ein Ort seliger Stille, eine Stätte des Friedens.

Der Frieden? — Deutet an unser Ohr nicht weit von Norden her, von den heimischen Gestaden, der Donner ungezählter Tausende von Geschützen, das Knattern des Infanteriefeuers, der Maschinengewehre? Erbebt die Erde nicht unter dem Zusammenprall der Millionenheere, unerhört bisher in der Weltgeschichte? Unsere Gedanken kreisen unaufhörlich nur um die eine Frage: Welche der beiden großen Völkergruppen ist siegreich aus dem ersten furchtbaren Zusammenstoß hervorgegangen? Die friedliche Ruhe Madeiras erscheint uns gespensterhaft, wir fiebern der Lösung unserer unerträglichen Spannung entgegen. Aus London hat der elektrische Funke Kunde von einer großen Seeschlacht in der Nordsee zwischen der britischen und der deutschen Flotte gebracht. Wörtlich heißt es:

„Es wird bestätigt, daß einige Kriegsschiffe außer Gefecht gesetzt sind. Einzelheiten sind bisher unbekannt."

Am 8. August veröffentlicht das „Diario da Madeira" folgende Nachricht aus London:

„Die Seeschlacht in der Nordsee zwischen der britischen und der deutschen Flotte war außerordentlich heftig.

Die Londoner Zeitungen bestätigen, daß 13 deutsche Dreadnoughts und 15 andere Kriegsschiffe durch die Engländer in den Grund geschossen sind.

Die Engländer kaperten (!) 8 Kreuzer und befinden sich in heißer Verfolgung des Restes der deutschen Flotte.

Die englischen Verluste waren 6 Dreadnoughts und 12 Kreuzer.

Nach dem britischen Siege wurde die Nordsee der Schiffahrt der Triple-Entente und der Verbündeten geöffnet."

Wir Deutschen kommen zusammen und berathschlagen. Allgemein versagt man obigen Nachrichten den Glauben. Besonders verdächtig erscheint es uns, daß die Engländer 8 Kreuzer gekapert haben wollen. Es war kein Marinefachverständiger unter uns, aber so viel wußten wir doch, daß ein Kriegsschiff niemals die Flagge streichen darf, und daß ihm nur die Wahl bleibt zwischen Sieg und Untergang.

An demselben Tage kommen drei weitere Nachrichten über die Seeschlacht, die ich als Musterbeispiel englischer Erfindungsgabe im Wortlaut folgen lasse:

„London, 8. August. Das britische Schlachtschiff „Orion", das an der Seeschlacht in der Nordsee theilnahm, ist verschwunden.

Admiral Jellicoe, Kommandant der Home Fleet, war an Bord dieses Schiffes."

„Lissabon, 8. August. Nach den letzten hier eingetroffenen Nachrichten steht fest, daß der britische Dreadnought „Orion" durch die deutschen Geschwader in der Nordsee in den Grund geschossen ist.

Admiral Jellicoe, Kommandant der Home Fleet, ging mit seinem Schiff unter."

„London, 8. August. Die deutsche Flotte wurde durch die englische in der Seeschlacht, die in der Nordsee stattfand, vollständig vernichtet (completely annihilated!)

Schließlich meldete Madrid noch am 10. August:

„Hier eingetroffene Nachrichten stellen fest, daß die Ueberreste der deutschen Flotte den Befehl erhalten haben, sich in der Ostsee zu konzentriren."

Es war ein schlauer Trick der Engländer, durch Angabe großer eigener Verluste die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte zu stärken, und auch wir Deutschen konnten uns ihres Eindruckes nicht ganz erwehren. Dazu kamen Hiobsposten auf Hiobsposten über den Zusammenbruch der deutschen und österreichischen Heere an beiden Fronten. Es erübrigt sich, die Lügenberichte, die Reuter und Havas in die Welt hinaussandten, zu wiederholen. Das obige Beispiel mag genügen.

Aus Deutschland treffen keine Nachrichten ein. So schleichen die Tage bleischwer hin. Das Wetter ist umgeschlagen, das Paradies Madeira hat sich zur Hölle verwandelt. Vom afrikanischen Festlande her, aus dem Innern der Sahara, weht der gefürchtete, gluthheiße Ostwind und legt sich beklemmend auf Hirn und Herz. Fahl und stechend scheint die Sonne durch glasigen Dunst, und wie siedendes Blei schäumt das Meer unter dem Gluthhauch des Wüstenwindes auf.

Endlich — ein Tag, an dem die Sonne golden vom blauen Himmel strahlt, an dem linde Lüfte uns den schweren Druck von Hirn und Herz nehmen. Eine Erlösung, ein Umschwung fast bis zum Ueberschwang! Deutsche Zeitungen haben ihren Weg nach Madeira gefunden und zerreißen erbarmungslos das verruchte Lügennetz der Alliirten, denn sie künden den herrlichsten, glorreichsten Triumph der deutschen Waffen, Sieg auf Sieg in Ost und West!

Civis Germanus sum!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt!

— — — — — — — — — — — —

In frühester Frühe. Die frische Morgenluft, die ungehindert durch die weit offene Balkontür in mein Zimmer dringt, hat mir den Schlaf verscheucht. Trunken schweift mein Auge über die wunderbare Schönheit der Insel und des Meeres. Plötzlich tief unter mir liegt Funchal mit seinem Gewirr seiner weißen Gassen noch im tiefen Schlaf. Die glatte Silberfläche der Bai, von den bezaubernden Gegenden der Fischerbucht umrahmt, schimmert. Weit am Horizont, zwischen dem Cliffe und den Felsenriffen, liegt eine beinahe unbewegliche Wolkenmasse. Hinter ihr geht die Sonne auf. Mir kommen die herrlichen Worte Gustav Freytag's aus „Ahnen" in den Sinn:

„Auch die Sonne, noch nicht sichtbar, hob ihre Hände und trieb ihre Waffen auf die Bank: Ein langes, blinkendes Schwert und einen Speer, noch einmal so lang. Unbeweglich feierlich lagen die schimmernden Waffen auf der tintenblauen Bank. Nun flatterte sie hüben, nun erschien der Rand ihres goldenen Schildes. Licht schob von ihm aus, gedrängt durch Meere Glanzes, bis zur Himmelshöhe. Dunnier lag Nacht und weit die Welt im Gottesfrieden."

Im Gottesfrieden! Tacht unter mir, zum Greifen nahe in der klaren Luft, wiegt sich auf den goldenen Wellen wie ein schwarzes, drohendes Höllengespenst der — Highflyer! Gestern ist unser tapferer Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große" unter sehr heftiger Nichtachtung neutraler Gewässer an der spanischen Goldküste vom „Highflyer" versenkt worden!

Madeira ist die Operationsbasis des dritten englischen Kreuzergeschwaders mit dem Flaggschiff „Argonaut". Dazu gehören außer dem „Highflyer" der „Challenger", „Bindictive" und „Carnarvon". Alle paar Tage kommt eines der Schiffe nach Funchal, um Kohlen, Proviant und Munition zu nehmen. Ein Uebungsschießen hinter den Dalestasinseln brachte ganz Madeira in Aufregung: Man vermuthete ein Gefecht mit deutschen Kriegsschiffen.

Das englische Geschwader übermacht die gesammte Schiffahrt von Afrika und Südamerika nach Europa. Daher ist schon die knapp zweitägige Fahrt von Funchal nach Lissabon ein Wagnis für jeden Deutschen und Oesterreicher. Die Deutsche Gesandtschaft in Lissabon hat außerdem an das hiesige Konsulat die Anweisung gegeben, keine Wehrpflichtigen mehr zu schicken, da ein Durchkommen von Spanien nach Italien, d. h. auf dem einzigen jetzt möglichen Wege nach Deutschland, durch die scharfe Ueberwachung dieses Theiles des Mittelmeeres durch französische und britische Kreuzer so gut wie aussichtslos sei. So bin ich auch kriegsgefangen, zwar in einem paradiesischen Gefängnis, — aber doch gefangen. Abgeschnitten von der Heimath, wo Thaten geschehen, wie sie die Welt niemals sah, muß ich thatenlos ausharren und kann nichts weiter thun, als die Faust in der Tasche ballen.

Und ingrimmig schüttelte ich sie nach dem „Highflyer", der sich arrogant direkt unter meine Fenster gelegt hat.

— — — — — — — — — — — —

Wochen vergehen. Zum zweiten Male schon seit meiner unfreiwilligen Landung wandert der zunehmende Mond über den dunkelblauen Sternhimmel, so daß ich nicht müde werde, die silberne Märchenpracht anzustaunen. Das Meer, geheimnisvoll und mit schwarzblauen Tiefen, lockt zum Bade. Wohlig lasse ich mich von schmeichelnden, lauen Wellen treiben. Ganz leise nur bewege ich die Glieder, und tausend und abertausend Funken sprühen auf rings um mich herum.

Meeresleuchten!

Am Ufer wartet das Auto. Wie ein weißes Band zieht sich die breite Felsenstraße im Mondlicht an den Uferhängen hin. Der Wagen huscht über gerade Strecken und um scharfe Biegungen, klettert Berge hinauf und gleitet über Schluchten, die aus dem grellen Licht der Scheinwerfer gleich wieder in nachtschwarzes Dunkel versinken. An der Spitze des jäh in's Meer stürzenden Kap Girao verflattert eine silberne Wolke, und ganz weit draußen auf dem Meer flammen auf und verglühen in stetem Wechsel die zahllosen Fackeln der Fischerboote.

Von Quissanas Terrasse klingt uns ein heller Ruf entgegen:

„Drei britische Kreuzer „Aboukir", „Cressy", „Hogue", durch ein deutsches Unterseeboot vernichtet!"

Das war eine Märchennacht auf Madeira!

— — — — — — — — — — — —

Wie die ganze Welt, leidet auch Madeira schwer unter der durch den Krieg verursachten wirthschaftlichen Krisis. Die ganze Insel lebt von dem Schiffsverkehr, der, in Friedenszeiten von großem Umfange, jetzt auf ein Minimum zusammengeschrumpft ist. Abgesehen von dem gänzlichen Ausbleiben deutscher Schiffe, das sich sehr fühlbar macht, hat auch das „meerbeherrschende" Albion seine Schiffahrt ganz bedeutend einschränken müssen. Von der Union Castle Line, deren Dampfer in Friedenszeiten durchschnittlich dreimal wöchentlich auf der Aus- oder Heimreise von Südafrika Funchal anlaufen, habe ich während langer zehn Wochen nur drei Schiffe gesehen. Die „Royal Mail", die „Elder Dempster", die „Yeoward Line" erscheinen äußerst unregelmäßig, und die paar holländischen Schiffe nach Westindien und Südamerika wollen auch nicht viel bedeuten. Der Mangel an Verdienst hat die Hafenarbeiter zu einer eigenartigen Demonstration getrieben. Sie umzingelten die am Land erschienenen Offiziere des englischen Kreuzers „Argonaut" mit dem Rufe: „Abajo la guerra!" (Nieder mit dem Krieg!) Erst die Polizei konnte die überraschten Engländer befreien.

Besonders schwer betroffen wird neben dem Weinhandel die Stickerei-Industrie. Die großen Stickereifirmen, fast alles deutsche, haben größtentheils ihre Geschäfte schließen müssen. Dadurch sind viele Tausende, — man schätzt auf 50,000, — von Stickerinnen brodlos geworden. Das Volk von Madeira ist bettelarm, trotz der oder vielleicht gerade wegen der verschwenderischen Natur. Es lebt von der Hand in den Mund. Wird ihm der Verdienst, den es aus dem Schiffs- und Fremdenverkehr zieht, genommen, so geräth es in bitterste Noth.

Natürlich schauen auch die vielen Hôtel- und Pensionsbesitzer schwarz in die Zukunft. Optimisten hoffen allerdings, daß infolge Mangel bedrängt Mittel Kartoffeln und verfaulen werden, ihre Tausende allerdings an den Kommerzlichen Realitätsmaßnahmen zu verlieren.

Chi lo sa?

* * *

Ein weiteres Schiffchen trägt den Mast des „Monte", ist von mutigen Fischerbooten umzuhen: das Kabel Madeiras. Man hatte Lissabon schon ich hell leuchten Meere tief hinab auf den Boden vom Meeresbad. Die Kriegsentstehung wirkt die großen Crombampfer, wenigstens die Menschen und Boote, die gestohlen haben und vom Lande die trübsellichen Hauptgeschäfte durchführen. Dieser für die Kriegszeit ganz angemessene Betriebsverkehr ist auf den Boote von Südamerika eingetreffenen „Mount Wall Steamer" zurückzuführen, dessen Chalet im linken Hafenbecken permanent qualmt. Rechts davon ruhen schwarzweißrote Jahnen am Mast der vier deutschen Schiffe „Hochfeld", „Petropolis", „Quantiba" und „Kolmar", deren Schicksal der Krieg bis auf weiteres ein Ziel gesetzt hat. Die Linie des Horizonts ist, von dieser Höhe gesehen, völlig verschwunden; ohne Uebergang fließen Meer und Himmel weit drunten ineinander. Die grüne Insel erscheint eingeschlossen in einer schillernden, blau, grün, rosa opalisirenden Seifenblase von riesenhafter Ausdehnung.

Auf Zickzackwegen wandere ich endlich wieder zu Thal. Das Krachen von Böllerschüssen, das Zischen von Raketen und das Knallen von allerlei Feuerwerkskörpern giebt das Echo der Berge hundertfach zurück. Ein Kirchlein liegt in Grün gebettet. Dort feiert man eine „festa", ein Kirchenfest. Auf dem Platze vor der Kirche ist ein primitives Holzpodium errichtet, auf dem ein halbes Dutzend Musikanten sich vergeblich bemühen, ihren vorsintfluthlichen Instrumenten harmonische Töne zu entlocken. Das geputzte Volk dreht sich abwechselnd im Tanz und betet in der Kirche. Den Höhepunkt des Festes aber bildet das Abbrennen des Feuerwerks, bei dem die frommen Portugiesen die Mutter Gottes und den heiligen Antonius dadurch ehren, daß sie sie in Form von Feuerwerkskörpern in den Himmel fliegen lassen.

Nachdem ich den traumhaft schönen Park des Palace Hotels durchschritten, miethe ich mir, um die zweite Hälfte des anstrengenden Abstieges zu sparen, einen jener bekannten Madeirenser Strohschlitten, der wie ein Bobsleigh auf dem eisglatten Steinpflaster die steile Straße nach Funchal hinabsaust, während der gellende Warnungsruf der Führer, die hinten auf den Kufen stehend lenken und bremsen, an den engen Häuserreihen widerhallt, die Fußgänger zur Vorsicht mahnend. Nur wenige Minuten währt die rasende Fahrt, und wir landen vor der Station der Zahnradbahn, die mich zum Chalet Esplanade hinaufgebracht hat.

Gemächlich schlendere ich durch die wirren Gäßchen, im Abenddämmern verschwimmt die Buntheit der Farben. Auf die weiße Wand des deutschen Konsulats haben Bubenhände mit blauer Kreide in halbmetergroßen Buchstaben „Deutschland under all" gemalt.

Im „Golden Gate" nehme ich noch einen „Appetifer". Das „Golden Gate" ist „das" Café von Madeira. Hier „fluthet das Leben!" Was man in Madeira so fluthen nennt. Schwatzend und lebhaft gestikulirend stehen und sitzen die Portugiesen herum und „schinden Lokal". Es ist nicht des Landes Brauch, daß man in einem Restaurant unbedingt etwas verzehren muß. Das überläßt man dem Fremden.

Ein portugiesischer Arzt, der leidlich Deutsch spricht, begrüßt mich und setzt sich neben mir in einen der Korbstühle, die durch rücksichtslose Behandlung schon reichlich „geknickt" sind.

Wir sprechen natürlich vom Krieg. England drängt darauf, daß Portugal in den Krieg eintritt und 40,000 Mann nach Frankreich an die Front schickt.

„Welche Wirkung würde Ihrer Ansicht nach das Eingreifen Portugals haben?" fragt mich der Arzt.

Ich antworte ihm, ohne mit der Wimper zu zucken, daß der Krieg, der bisher für Deutschland gut stehe, dann wahrscheinlich eine böse Wendung nehmen würde.

Der gute Doktor nickt ganz ernsthaft: „Ja, ja, das glaube ich auch. Aber Deutschland thut mir doch leid."

Und dabei sieht er mir bieder und mit einem Ausdruck von Mitleid ins Auge.

So malt sich in portugiesischen Köpfen die Welt!

Vor dem „Golden Gate" ist ein großer Platz, auf dem gebuddelt wird wie im Sommer in der Tauenzienstraße in Berlin W. Als ich vor sieben Jahren hier war, wurde auch schon gebuddelt! Eine Veränderung habe ich trotz angestrengtester Aufmerksamkeit nicht bemerken können.

Doch! Zahlreiche Autos füllen jetzt den Platz, auf dem vor sieben Jahren nur Ochsenschlitten standen. Die Motoren fauchen und die Hupen gellen unaufhörlich. Heute flattern vorn an den Kühlern portugiesische, englische und französische Fähnchen. Denn der Royal Mail Steamer hat ein buntes Gemisch von Passagieren mitgebracht. Steifbeinige Engländer stolzieren mit ihren blonden Ladies unter den Platanenwipfeln der Avenida zum Pier hinab, um sich wieder an Bord zu begeben. Eine Gruppe völlig betrunkener Franzosen und Belgier gröhlt die Marseillaise. Dem melodischen Gebrüll lauschen mit befriedigtem Lächeln am Nebentische Seine Exzellenz der Herr Gouverneur von Madeira, ein Jüngling von höchstens 25 Jahren, und sein unzertrennlicher Freund, der französische Konsul Laborbère, der den geistreichen Einfall gehabt hat, seine große Dogge „Moltke" zu rufen. Sie trinken den Trank der Champagne auf die glorreichen Siege der Alliirten.

Auf der anderen Seite des Platzes liegt der Gouverneurs-Palast, ein uralter, gelb getünchter ungefüger Bau, mit kriegerischen Zinnen gekrönt. Die Wache wird gerade abgelöst. Es geht reichlich gemüthlich dabei zu. Unter dem dunklen Thorbogen erscheint die zierliche Silhouette einer eleganten Frau. Vorsichtig trippelt sie über die Erdwälle und durch die Schützengräben des Platzes und erscheint unter dem Bogenlampenlicht des „Golden Gate". Entsetzter begrüßt sie mit weltmännischer Eleganz. Es ist die Gattin des Gouverneurs.

Auf dem Heimweg höre ich beim „Bistro de Matiriar" an, um zu leben, ob neue Telegramme eingelaufen sind. Eine große Menschenmenge staut sich dort. Trotzdem gehe ich mir einen Weg zu den schwarzen Tafel, auf der das Neueste von den verschiedenen Kriegsschauplätzen im Reuter-Havas-Stil verkündet wird. Aber wir haben ja inzwischen gelernt die Wahrheit auch aus den Lügenmuß herauszulesen. Ich lese, daß die Russen Thorn, Posen und Bromberg genommen haben. Ein prominenter portugiesischer Militärkritiker sagt, daß Berlin verloren ist. Die in Oesterreich wüthende Cholera hat nur noch anderthalb Menschen übrig gelassen. Petrograd hat an Berg ein Glückwunschtelegramm geschickt. Der portugiesische Kongreß ist auf den 21. Oktober einberufen, um die Kriegserklärung an Deutschland ergehen zu lassen.

Um mich herum ein ohrenbetäubendes Stimmengewirr. Wenn der Portugiese politisirt, schreit er so, daß die ganze Welt es hören muß. Ich schiebe mich mit sanftem Druck der Ellenbogen durch die Menge. „Un aleman," höre ich hinter mir sagen.

Der Eintritt Portugals in den Krieg erscheint in der That nicht unwahrscheinlich. Der Engländer mobilisirt die ganze Welt gegen Deutschland, um seine eigene Haut nicht zu Markte tragen zu müssen. Und das ihm „hörige" Portugal wird

Das sozialisirte Deutschland.

Dr. Frederic C. Howe's Belehrung über den Staatssozialismus als Fundament für Deutschlands Macht in Krieg und Frieden.

Einer der besten amerikanischen Kenner Deutschlands, sicher der gründlichste auf gewissen Verwaltungsgebieten, denen er ein besonderes Studium gewidmet hat, ist Einwanderungskommissär Dr. jur. Frederic C. Howe, der „Gebieter von Ellis Island", wie er im New Yorker Volksmund heißt. „Wie viele andere Amerikaner," sagt er in dem einleitenden Kapitel seines neuesten Buches *), „habe ich eine Vorliebe für das deutsche Volk, für das geregelte, fertige und perfekte Verwaltungswesen, das persönliche Bequemlichkeit und Behaglichkeit mit sich bringt. Ich liebe die deutschen Städte und habe herzliche Erinnerungen an München, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt und Nürnberg, mit ihrer freigebigen Fürsorge für Kunst, Drama, Musik und ihrer verfeinerten Lebenskultur. Ich habe Ehrfurcht vor den Traditionen und der Ruhmesgeschichte der Fürstenthümer und freien Städte, die Jahrhunderte lang als autonome Staaten bestanden vor der Neugründung des Reiches. Ich habe unbegrenzte Achtung vor dem deutschen Erziehungssystem, für die Universitäten, für die wundervollen Elementar-, Berufs- und Hochschulen, sowie für die technischen Hochschulen zur Heranbildung für Kunstgewerbe, für Handel und Verwaltung. Ich bewundere die weitblickende Gesetzgebung zur Behütung des Arbeiters vor den Unkosten des Erwerbs- und Stadtlebens, die von Bismarck in's Werk gesetzten sozialen Maßregeln, und die vielen von Munizipalitäten geleisteten Dienste, wie Ortsauslegung, Munizipalbesitz und -betrieb und die anderen öffentlichen Betriebe, die in großem Maße der deutschen Stadt ihren Reiz verleihen."

Dieses Loblied kann gewissermaßen als Inhaltsverzeichnis von Dr. Howe's Buch dienen, indem es die Gegenstände hervorhebt, die in den einzelnen Kapiteln behandelt werden. Dr. Howe ist keineswegs ein blinder Verehrer Deutschlands und von allem, was deutsch ist, aber er ist von so freimüthiger Wahrheitsliebe, daß er anerkennt, was in Deutschland mustergültig und vorbildlich ist und sich anderen Nationen, soweit das mit ihren politischen Institutionen vereinbar ist, zur Nachahmung empfiehlt, wenn sie nicht auch nach dem Kriege immer wieder nachklappen wollen, wie sie es bisher gethan haben. „Denn," sagt er, „der Rekonvalenszens-Wettlauf wird von dem Starken und Wohlgerüsteten gewonnen werden. Und darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen, daß Deutschland vom Krieg zum Frieden mit derselben Bereitschaft übergehen wird, mit der es vom Frieden zum Krieg überging." Die darin liegende Warnung wünscht der Verfasser ganz besonders von Amerika beherzigt zu sehen. Man möge über deutschen Militarismus, deutsche Autokratie, deutsche „Kultur" denken wie man wolle, an der einen Thatsache lasse sich nicht rütteln, daß an Leistungsfähigkeit (Efficiency) nicht nur in der Erzeugung von Wohlstand, sondern auch in der ausgleichenden Vertheilung der Segnungen der Zivilisation Deutschland unerreicht dasteht. Nachdem er diese beiden Punkte weiter erläutert, macht er die Nutzanwendung: „All dies ist gerade jetzt für Amerika von besonderer Bedeutung. Unsere öffentliche Domäne ist fort. Ein großer Theil davon wird unbenutzt liegen gelassen. Gute Gelegenheiten im Westen sind für immer verschlossen. Unsere unbegrenzten Hülfsquellen sind weggegeben. Monopol hat in vielen Industrien kampffähigen Wettbewerb ausgeschlossen. Die Transportmittel befinden sich in Privathänden. Finanzieller Kredit ist großentheils eine Sache persönlicher Gunst. Und Kredit ist immer noch monopolisirt, ebenso das Rohmaterial für die Produktion. Arbeitslosigkeit ist chronisch. Anscheinlich wird sie zu- statt abnehmen, denn die Arbeitsgelegenheit steht unter der Kontrolle der Wenigen. Stadt, Staat und Nation sind großentheils noch Polizeiagenturen, statt Dienstagenturen." Dieser unvortheilhafte Vergleich wird nach weiterer Ausführung mit der Bemerkung abgeschlossen: „Die ganze Welt ist ein Vierteljahrhundert hinter Deutschland zurück in sozialem Gewissen, in der Kunde neuer Staatsweisheit, in der Schätzung der Nothwendigkeit sozialer Gesetzgebung und in der Anpassung der Erziehung in all ihren Zweigen an's Leben."

Was ist nun die Grundlage der Ueberlegenheit Deutschlands? Der Titel des Buches giebt die Antwort: Deutschland ist sozialisirt, vergesellschaftlicht. Einheit ist der Schlüssel zum Verständniß dessen, was damit gemeint ist. Der Einzelne geht im Ganzen im Vaterland auf, und das Vaterland geht in der Sorge um das Wohl des Volkes, jedes Einzelnen im Volke, auf. Das ist der bedeutsamste Faktor in der Psychologie des modernen Deutschland — etwas, das den meisten Beobachtern oder Beurtheilern entgeht, und das für Ausländer auch schwer zu begreifen ist, namentlich für Amerikaner, für die der Satz als höchste Staatsweisheit gilt: die beste Regierung ist die, die am wenigsten regiert. Hier ist der eine Gesichtspunkt, in dem Amerika und Deutschland sich niemals begegnen werden, weil sie in der Auffassung vom Wesen und von den Aufgaben des Staates sich diametral gegenüberstehen. Aber die eine Nation sollte wenigstens versuchen, die andere ver